

Max Barth:

Mord auf Bestellung

Der Journalist Emanuel H. Lavine, einer der besten Kenner der amerikanischen Unterwelt, erzählt, wie „Tough Tony“, der „zähe Toni“, einen Fehler machte und dafür bezahlte. „Tough Tony“ kam für eine Weile ins Loch, weil er Rech gehabt hatte. Von Beruf war er ein „gunner“, d. h. ein Pistolenmann, im Dienste zweier Herren, die eine Firma für Ermordung unliebsamer gewordener Unterweltler betreiben. Als Tough Tony rauskam, merkte er, daß man nichts mehr von ihm wissen wollte. Einen Menschen, der sich erweisen läßt, können erstklassige Firmen nicht gebrauchen.

Tony fand einen jungen Anwalt, den er überreden konnte, seine Tonys, Memoiren zu schreiben. Aber er konnte den Mund nicht halten, schwatze von seinem Plan, und so fanden ihn denn, noch bevor das Manuskript beendet war, seine ehemaligen Kollegen. Sie erledigten ihn mit vier Kugeln und nahmen Manuskript und alles, was an Notizen vorhanden war, mit. Der Anwalt war bei der Erledigung der Angelegenheit dabei, und es kostete ihn viel Angst, Schweiß und ein längeres, beschwörendes Klärbuch, seine eigene Haut zu retten. Als er später das Verbrecheralbum vorgelegt bekam, um die Mörder zu identifizieren, erkannte er keinen von ihnen. Infolgedessen lebt er noch.

Lavine lebt auch noch. Aber er ist auch vorzüglich genug, keine Namen und anderen Details zu geben bei der Erzählung dessen, was in Tough Tonys Manuskript stand. Leicht möglich, daß die Firma sogar ganz zufrieden ist, daß er ihre Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit schilderte: es kann ihr Ansehen bei den Kunden, für die sie arbeitet, nur erhöhen.

Es handelt sich um zwei in New York aufgewachsene Herren, die es zu was gebracht haben. In der Tat ist ihr Unternehmen heute aus der amerikanischen Unterwelt nicht mehr wegzudenken. Das ganze System der Kadees bräde zusammen, wenn ihre Firma verschwände. Sie ist ein integrierender Bestandteil der Unterwelt und in gewissem Sinne der amerikanischen Gesellschaft überhaupt: sie erwartet für eine kleine Armee von Polizisten und Nichtern.

Die beiden Herren Soundso liefern Tod auf Bestellung. Sie sind zwischen Dreißig und Vierzig, beide verheiratet, beide Väter glücklicher Familien, die ruhig und stillsam in angenehmen Vororten leben. Ihr Geschäft bearbeiteten sie während der Prohibitionszeit; es war zunächst ein etwas nomadischer Betrieb: sein Sitz war bald San Francisco, bald Chicago, Boston, Philadelphia, St. Louis, Denver, Miami, Pittsburg. Nach Beendigung der Prohibition ließen sie sich fest in New York nieder; denn sie sahen voraus, daß eine Umorganisation ihres Betriebes nötig würde. Mit dem Wegfall der Bootlegerei und der Speakeasies (der Lokale, wo im geheimen Alkohol ausgesetzt wurde), mußten sich die Vanden selbstverständlich auf andere Gebiete umstellen; Konkurrenz würden entziehen, Mibalitäten, die aus Ueberfälschungen der Arbeitsbereiche oder

der geographischen Vorteile hervorzuheben würden. Man konnte nicht hinter den Auftragegebern herziehen; um die selbstgewählte Funktion, in der Unterwelt für Ordnung zu sorgen, durchführen zu können, mußte man zu gleicher Zeit überall an Ort und Stelle sein. Das heißt: man mußte im ganzen Land Filialen haben. Es wurde also in jeder größeren Stadt ein Zweigunternehmen aufgemacht; die Filialleiter waren ausgewählte Berufs-Killer, die Creme der Verbrechertwelt der jeweiligen Stadt. Alle Angestellten waren namhafte oder gar berühmte Revolvermänner, und Aufsicht auf Ein-

ihre Methode, bei Zahlungswilligen einzuziehen, wirksam ist. Und die Kunden wissen das auch.

Die beiden Firmeninhaber sehen aus wie kleine Geschäftleute; aber sie zahlen an ihre neuhundert Angestellte jährlich fünf Millionen Dollars aus, rund 100.000 pro Woche. Die großen Kadees in USA führen an die Firma 10 bis 25 Prozent ihrer Bruttoeinnahmen ab. Seit dem Ende der Prohibition bis 1936 setzt man auf Konto des Unternehmens 1100 Morde.

Die Stärke der Firma liegt in ihrer absoluten Zuverlässigkeit und in ihrer klugen Auswahl der Kunden. Sie garantiert für die Durchführung erteilter Aufträge, und sie hat noch nie mit dem schwächeren Kadee ein Geschäft gemacht, um das stärkere, mit dem schwächeren Gangster eines, um den stärkeren auszurotten. Ihre Leute sind, wie gesagt, Experten im Revolvergebrauch, schießen sicher und schnell, und machen immer „a clean job“, d. h. wenn sie vom Schauplatz abtreten, ist ihr Opfer bestimmt tot. Mindestens ist das Geschäftsprinzip; Fehler kommen natürlich ab und zu vor, wie überall. Die ungeschickten Angestellten bezahlen dafür ebenso wie diejenigen, die irgendwas wie ungeschick sind, mit der üblichen Münze: dem Leben.

Selbstverständlich gibt es auch Betriebsunfälle. Sich an Spitäler oder regulär praktizierende Ärzte zu wenden, wäre nicht sehr sicher. Die Firma hat deshalb eine eigene Sanitätsorganisation aufgebaut (so wie sie auch ihre eigenen Anwälte hat). Sie hat Abkommen getroffen mit Winklerärzten und Kranenschwestern; es sind meistens diejenigen, die im geheimen Abtreibungen vornehmen. Ihre Wohnsitz und Arbeitsstätten sind auf Karten eingetragen; die Killer lernen sie auswendig, so daß sie, wenn sie verbundet werden, sofort die nächstgelegene Station auffuchen können, um sachkundige Hilfe zu erhalten. Andere Verbindungen der Firma laufen zur Polizei, zu Richtern, und, wenn man den Chefs glauben darf, direkt nach Washington, was bedeutet, daß sie gute Beziehungen zu sehr hohen juristischen und politischen Stellen haben.

Die Firma übernimmt nie einen Auftrag, der sich auf eine Person bezieht, die nicht direkt mit einem Kadee oder mit Kadeetern zusammenhängt. Sie begrenzt ihre Polizeifunktion strikt auf die Unterwelt. Als vor einigen Jahren in Hollywood eine Erpressungs- und Kidnapver-Epidemie grassierte, taten sich die Filmleute, angeleitet der Hilflosigkeit der Polizei, zusammen, gründeten einen Fonds und schlossen einen Vertrag mit den beiden Herren in New York. Innerhalb 24 Stunden hörten Kidnaperei und Erpressung auf. Die Unterwelt war informiert worden, daß die Firma eingreifen würde, wenn die Sache nicht gestoppt würde. Außerdem verschwanden die Chefs von vier Verbrecherringen spurlos. Wo die Polizei verhaft hat, hatten zwei ungeschickte Herren ohne jedes offizielle Amt, aber mit einigen Kompanien reißfächer

Brücken

**Feitakfügt aus Steinquadern
Schwüngen wir uns in die Weiten,
Ueberbrücken wir die Zeiten,
Zeugen längst vergangener Zeiten.**

**Cäsars römische Legionen
zogen über uns nach Norden,
Und der Marschtritt der Kohorten
Machte uns zu Heldenthronen.**

**Völker haben wir getragen
Unentwegtem Kampf entgegen.
Sonne sahen wir und Regen,
Festen Schritt und hanges Zagen.**

**Die Jahrhundertorte vergingen.
Langsam hat man uns mißachtet,
Denn die Menschheit aufwärts trachtet.
Und Eisenbögen schwingen**

**Stählern, aus Betonquadern,
Sich in ungeschure Weiten,
Ueberbrückend alle Zeiten,
Wege weisend künft'ger Zagen.**

Carol Zwem.

stellung hatte nur, wer erfolgreiche Aktionen, also Morde, nachweisen konnte. Die Firma verzagt von ihren Angestellten, daß sie sich immer in Form halten, sich regelmäßig im Schieken üben und jederzeit bereit und in der Lage sind, einen Auftrag zu übernehmen.

Die Filialleiter erhalten die Aufträge vom Hauptquartier, entweder telephonisch oder telegraphisch. Wenigstens, soweit es sich um größere Geschäfte handelt. In kleineren, vor allem lokalen Angelegenheiten haben sie Vollmacht, selbstständig zu handeln. Bei den großen Aufträgen erhält der Vertreter vom Hauptquartier die Anweisung, mit dem und dem Kunden in Verbindung zu treten und dessen Weisungen entgegenzunehmen. Zahlungsort ist New York, Empfänger das Hauptquartier, d. h. die beiden Chefs persönlich. Aufträge von irgendwo werden ohne weiteres übernommen und angeführt; um die Zahlung machen sich die Direktoren keine Sorge, denn sie wissen ja, daß

Schützen hinter sich, im Handumdrehen Erfolg. In den Verbollkommungen und Modernisierungen des Geschäftsbetriebes gehören auch die seit einigen Jahren von der Firma vertreteten Erfindungen des „konkreten Bades“ und der „Laugenwanne“. Sie dienen zur Verbesserung der Leistung von Leichnamen. Beim konkreten Bad wird die Leiche in ein Bad getaucht, Zement hin-

zugefüllt und das ganze, wenn es zu einem festen Block erstarrt ist, ins tiefe Wasser geworfen. Beim Laugenbad kommt der Tote in einen Tank oder sonstigen Kessel, meistens in einer nicht mehr benutzten Garage; das Gefäß wird mit einer scharfen Lauge gefüllt, und nach einem Monat ist von dem auf diese Weise behandelten nichts Verwendbares mehr übrig.

Zu diesen Veränderungen kann man mit einer neuen Theorie Stellung nehmen, die im Jahre 1935 ein Wiener Astronom, Dr. Leitnick, aufgestellt hat. Leitnick behauptet, daß weite Flächen des Mondes aus einer tiefen Schicht leichter Salzgemische bestehen. Unter dieser Kruste sammeln sich langsam Gase, die in der Salzsäure Blasen treiben. Wenn die Blasen dann platzen, so entstehen die Krater, die der Mondoberfläche das charakteristische Aussehen verleihen.

Wunder im Mond

Von Ing. Kurt Doberer

Mitrot und riesengroß geht der Mond am Horizont auf. Sein fables Licht taucht die Erdennacht in grauen Schimmer. Baum und Strauch, Berg und Tal, Feld und Wald, geheimnisvoll zu nächstlichem Leben erweckt, kommen aus dem Dunkel.

Bedeutig scheint uns seine gefleckte, leuchtende Scheibe und vieldeutig sind die Kräfte, die der Mensch zu allen Zeiten dieser milden Himmelsleuchte zuschrieb. Nach ungelösten Rätseln bliden in der nüchternen allwissenden Gegenwart nur noch Kinder und Träumer, Galtwilde und Liebende in den Mond.

Alle anderen wissen es schon: Der Mond läuft seit Urzeiten immer im gleichen Kreis um die Erde und wendet ihr dabei immer dieselbe Seite zu. Da er keine Luft und kein Wasser besitzt, kann die Sonne am Mondtag das nackte Gestein in dreihundertvierundfünfzig Erdensunden auf zweihundert Grad Celsius erhitzen. In der ebenso langen Mondnacht strahlt die Wärme rasch in den leeren Himmelsraum. Der Mond kühlt sich auf zweihundert Grad Kälte ab. Es ist also nicht die leiseste Möglichkeit eines Pflanzen- oder Tierlebens auf dem Mond. Er ist einfach eine tote, immer gleiche Steinwelt, die wir im Fernrohr längst genau kennengelernt haben und auf der sich auch nichts verändert.

Seien wir froh, daß die Weisheit des Lexikons nicht aller Erdenweisheit letzter Schluß ist. Es müßte sonst allzu langweilig auf dem Planeten Erde werden. Wir lächeln über die Weisheiten hundertjähriger Lexikons, andere werden über die Weisheiten der heutigen lächeln.

Ist denn der Mond wirklich immer die Nachtlaterne der Erde gewesen? Es gibt genug Wissenschaftler, die dazu nein sagen. Vor allem die Anhänger von Hörbigers, dem Verkländer der Weltlehre, behaupten, daß der Mond ein sehr junger Gefangener der Erde ist.

Nach diesen Theorien ist der Mond einst der Planet Luna gewesen. Luna ist, wie die anderen Planeten, auf einer Ellipsenbahn zwischen Erde und Mars um die Sonne gelaufen. Da der Planet Luna klein war, ist er rascher erkalte und gealtert als die Erde. Aber es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß es nicht Wasser und Luft und damit auch Leben auf seiner Oberfläche trug.

Einundachtzigmal größer als er war die Erde. Darum zog sie ihn näher und näher in ihren Machtkreis und eines Tages war sie stark genug, ihn aus der Sonnenbahn zu reißen und aus dem Planeten Luna unseren Mond zu machen.

Erst vor zehntausend Jahren soll diese Tragödie geschehen sein. Die Forscher dieser Theorie stützen sich dabei auf geologische Überlieferungen aus der grauen Frühzeit der Geschichte und auch auf geologische Beobachtungen.

Epurlos war dieser Planetenfang an fei-

nem der beiden Weltkörper vorübergegangen. Die größere Katastrophe hatte natürlich Luna zu überleben. Ihre Eisplatten barsten, die Wassermassen rauten in Springschüden. Die Erde saugte an den letzten Resten der Luft-hülle, bis durch deren Zerstörung auch eine feste Verdampfung des Wassers begann. In der langen Nacht drang nun die Kälte an den durch keine Luft-hülle geschützten Mond heran, es gab nur noch Eis, kein Wasser mehr. Der glühende Mondtag verdampfte dieses Eis dann in den Weltraum. Der Mond hatte sein heutiges Gesicht bekommen.

Aber auch die Erde hatte sich verändert. Die neue Kraft des nahen Mondes hatte die Wassermassen von den Polen zum Äquator gezogen und in mächtiger Flut — so sagen Anhänger Hörbigers — weite Reiche, auch das große Atlantis, zerstört. Die Sintflut war über die Erde hereingebrochen.

In den Klüften der Polargebiete, die in tausend Meter Höhe zeigen, daß die See einst am Fels geleckt hat, und an den tiefen Stellen der Äquatorströme, die ein hochgelegenes Meer zeigen, will man den geologischen Beweis führen.

So interessant diese Theorien sind — werden viele sagen — aber nun ist der Mond tot, endgültig für immer abgestorben. Aber auch das ist anscheinend nicht der Fall. Die charakteristischen Mondkrater, die jeder schon im Fernrohr gesehen hat und die man auf vulkanische Tätigkeit oder auf Meteorereinschläge in der Mondfrühzeit zurückführt, sind nicht un- veränderlich. Es wurden zum Beispiel eindeutig Veränderungen am Krater Linné und die Neubildung einer Kratergrube bei Hyginus festgestellt.

Eine gleich interessante Theorie betrifft der englische Astrophysiker V. S. Forbes in Cambridge. Veränderungen auf der Mondoberfläche in neuerer Zeit lassen sich nur auf eine Ausdehnung des Mondes zurückführen. Die alte Anschauung, die behauptet, der Mond sei ein erkalteter und toter Körper, müßte also falsch sein. Ein erkalteter Körper muß schrumpfen wie ein alter Apfel. Wenn sich deshalb auf dem Mond Ausdehnungserscheinungen nachweisen lassen, so müssen im Mondinnern höhere Temperaturen herrschen. Forbes erklärt diese Energieausstrahlung, die mit einer Wärmeerzeugung an die Mondoberfläche verbunden ist, aus dem Zerfall radioaktiver Elemente. Er behauptet deshalb, daß der Mond einen radioaktiven Kern besitze.

Sollte sich diese Hypothese bewahrheiten, so müßte die Schulweisheit sogar noch hinter die alten Mond-Volkswisheiten zurückstehen.

Auch die Beobachtungen des amerikanischen Astronomen W. S. Fidering kämen in ein neues Licht. Fidering hat behauptet, in einem der größten und tiefsten Mondkrater ziehende Schatten gesehen zu haben, die nichts mit Lichtschatten zu tun gehabt hätten. Es wäre sehr wohl denkbar, daß diese Riesenkrater gleich Schüffeln die Lebensgase Sauerstoff und Wasserstoff und die wärmeerzeugende Kohlenäure halten könnten. Niedere Lebewesen und Ueberlebende aus einer günstigeren Lebensperiode wären dann selbst am Mond, dessen Höchst- und Mindesttemperaturen radiometrische Messungen der Mount-Wilson-Partie neuerdings bedeutend milder zeichnen, nicht ganz und gar unmöglich.

Nun, wenn es schon schwer wird, für unseren „toten“ Mond dieses „Unmöglich“ auszusprechen, um wieviel leichter ist es dann, für die günstigeren Bedingungen der Planeten Mars und Venus ein „Möglich“ zum Leben der anderen Sterne zu sagen.

Die neue Wohnung

Also da wären wir umgezogen. Ich kann Ihnen sagen: Ein Vergnügen. Ob ein reines, das ist wieder etwas ganz anderes. Wir wohnen jetzt im Freien, was nicht besagen will, daß wir auf dem Felde, sondern ganz dicht beim Felde wohnen. Es ist eine Pracht, wie alles gedeiht: Ohrentrieger gibt es hier in tropischen Ausmaßen und in Mengen, daß man leicht der Ansicht wird, dieses Haus sei von „Svart“ gemietet und nicht von uns.

Es war herrlich. Nämlich das Ueberfließen. Meine Tochter hatte ein wirkliches Vergnügen, sie fuhr mit dem Möbelauto, im übrigen war sie weder beim Paden, Anfladen oder Abladen sichtbar. Als ich ihrem Beispiel folgen wollte, meinte meine Frau, ich solle einmal die Lampe halten, wissen Sie, die überhaupt aus Glas ist, oben, unten, in der Mitte, alles aus Glas. Ich mußte sie halten, damit sie nicht zerbräche. Ich habe mit meiner Frau gewartet, daß sie doch zerbricht. Zehn Kronen, sagte ich, daß sie zerbricht. Nun, kurzum, ich habe die Wette gelon-

nen. Die zehn Kronen habe ich nicht bekommen, (man soll nie mit der eigenen Frau wetten!) und wissen Sie, was eine neue Lampe kostet? Schweigen wir, es ist besser. —

Ueberhaupt, weil wir gerade beim Kosten sind: Was diese Möbelräume für Durst entwidelten. Meine Frau meinte, das sei nun einmal so, weil sie die Lasten hinauf- und hinunter-schleppen, da verlor sie den Körper das Bier. Als ich unsere Zeitungsmappe hierauf nahm und in das Auto hinuntertrug und beim Zurückkommen über Durst klagte, (ich hoffte natürlich auf ein Schwarzes) meinte meine Frau: Dort sei die Wasserleitung. — Na, kurzum, die Sachen wurden hinuntergetragen. Die Wohnung war leer. Das Auto fuhr in die neue Wohnung. Meine Frau und ich erwarteten den Transport. Jetzt nahm ich die Sache in die Hand. Ich dirigierte die Möbel auf ihren Platz, beziehungsweise in die Nähe des zukünftigen Platzes. — Stellen Sie den Schrank an die Quersseite des Zimmers, kommandierte ich.

Meine Frau gab den Gegenbefehl, ihn an die Längsseite zu stellen, worauf er an einem ganz anderen Ort landete. Die Träger brachten eine Kiste und fragten wohin damit. Hierher! kom mandierte ich mit männlich entschlossener Stimme. Die Kiste landete auf meinen Beßen. Die Schube kann ich wegstwerfen, und wenn ich meine Beßen öfter in ein kühlendes Bad stecke, so werden sie bald wieder gut sein. Alles war schließlich abgeladen, zuletzt brachten sie den Korb mit dem Geschirr. Hopp! sagte der Mann, als er ihn beim Hinsetzen aus den Händen fiel. Es klirre leise. Jetzt ist etwas zerbrochen, bemerkte er sachkundig. Ich bestätigte gern sein scharfes Gehör. Ja, und dann bezahlte ich, und die Leute überließen uns unserem Schicksal.

Wenn man über die eine Kiste in kühnem Sprung hinwegsetzte, gelangte man in die Mitte des Zimmers, womit auch nichts gewonnen war. Man war wie auf einer Insel inmitten eines endlosen Meeres von Kisten, Koffern, Körben, Möbelfrüden. Meine Frau hatte sich auf das Fensterbrett zurückgezogen. Es war stockdunkel geworden. Unser Töchterchen behauptete Hunger zu haben. Nach Licht! forderte mich meine Frau auf. Nachdem ich einige neue blaue Flecken an den Beinen und den sonstigen, irgendwie erreichbaren Körperteilen erwischt hatte, gelangte ich an den Schalter. Ich knippte und es blieb dunkel, da bekanntlich diese Einrichtung nur vermittleis einer angegeschlossenen Lampe funktionierte. Ich entzündete ein Streichholz und fand auch eine Kerze. Bei ihrem milden Scheine konnte man meinen, daß man in einem Krödelablen sei. Ein paar Semmeln wurden aufgetrieben, die unseren Hunger stillten.

Darauf trat der Familienrat zusammen, um zu beraten, wo die einzelnen Familienmitglieder übernachten sollten. Den Hauptgewinn bei dieser Verlosung erwischte die Tochter. Sie landete in ihrem Kinderbett.

Wir, meine Frau und ich, placierten unsere Betten so gut das irgendwie ging, beziehungsweise, so schlecht, und versuchten dann, ohne weiteren Schaden zu nehmen, dorthin zu gelangen. Ich löschte das Licht. Ich sah den Docht glimmen, ein ganz gemeiner Gestank von ausgeglöhter Kerze verbreitete sich, dann schliefen wir ein.

Am nächsten Morgen lachte die Sonne auf die Trümmer unseres häuslichen Glückes. — Wie werden wir hier Ordnung hineinbringen, jammerte meine Frau.

Innerlich stimmte ich ihr bei, aber da ich gewöhnt bin, einen starken Optimismus zur Schau zu tragen, äußerte ich kühn: Paß auf! Bis Mittag ist alles in schönster Ordnung. Jetzt sollst du sehen, was für einen Mann du hast. — Meine Frau betrachtete mich skeptisch. — Dann begannen wir.

So ein Kind hat es gut: Geht hinaus in die Sonne, und wir? Ja, wir, wir packten aus und verschwanden langsam hinter den Bergen ausgepackter Sachen. Es wurde Mittag und meine Frau entdeckte einen freien Platz, wo sie auf dem Primus unser Mittagmahl bereiten konnte. Ich löste mich langsam in Schweiß auf. Als wir schließlich so gegen zwei beim Tisch saßen, meinte meine Frau, wo denn die schönste Ordnung sei, die ich versprochen hatte. Ich senkte beschämt das Haupt.

Nun, alles hat ein Ende. Am Nachmittag schoben wir den Schrank von der Duerwand an die Längswand, zurück an die Duerwand, mehr nach rechts, mehr nach links, wo er schließlich ausgezeichnet hinpakete, nach unserer beider Meinung.

Zum Schluß stellte sich heraus, daß es doch nicht ging. Sein endgültiger Standplatz wurde die andere Duerwand, die er doch nicht kennen gelernt hatte. Der Darschlich stand, links, rechts

von der Tür, mußte dann wegen Raumman gels in die Küche abtransportiert werden, wo er nunmehr in einer Ecke ein stilles Dasein fristet. Der Schreibtisch landete an der hinteren Wand des Zimmers, an der entferntesten Stelle vom Fenster, weil er dort nicht unterzubringen war, da es sonst nicht aufging. Wenn ich mich nun scharf nach links drehe, fällt genügend Licht auf das Papier, so daß ich äußerst bequem schreiben kann. So hat alles seinen Platz gefunden. Noch schmerzen die verschiedenen Bunden an den Füßen und Schienbeinen, aber das vergeht. Und jetzt werden Sie lachen, wenn man zu uns kommt, möchte man meinen, daß es nie anders bei uns ausgefallen hat: Man tritt ein und bemerkt eine Küsterrküche und ein Musterzimmer. Sie glauben es mir nicht? Bitte, überzeugen Sie sich selbst davon. Aber passen Sie auf, wenn Sie durch die Rosenpforte am Eingang gehen, daß Sie sich nicht reizen.

Ja, das hatte ich ganz vergessen zu sagen, daß wir eine Rosenpforte am Hauseingang haben.

So sehen wir nach all diesen Drangsalen in eine wirklich „rofige“ Zukunft.

Johannes Förster.

Dreihundert Francs

Von André Lesauers

Armand sah sich unruhig um und hob schnell die Brieftasche auf, die vor seinen Füßen lag. Meiner hatte es bemerkt. Seine rechte Hand umschloß fester das nasse Leder. Er ging jetzt ganz schnell in Richtung Porte Maillot. Er spürte nicht mehr den feinen Regen, der auf ihn herniederrieselte. Was für ein Glück! Was für ein unerhörtes Glück! Er hatte keinen Sou mehr, und vor ihm lag ein Morgen ohne Hoffnung. Er ging in ein hellerleuchtetes Café und setzte sich auf die mit totem Samt bespannte Bank. Das Blut pochte in seinen Schläfen, seine rechte Hand umschloß noch immer die Brieftasche krampfhaft. Er befehlte einen Kognat, der ihn wieder zu sich brachte.

Endlich wagte er, ganz langsam die Brieftasche zu öffnen. Es war eine jener billigen Brieftaschen, die verhungerte Jungens in den langen Gängen der Untergrundbahn verkaufen. Darin eine Mietsquittung auf den Namen eines Herrn Gaston Gémon und in der Seitentasche drei sorgfältig zusammengeschaltete Hundertfrancs-Scheine. Dreihundert Francs. Armands Freude wurde durch die Kenntnis des Namens des Besitzers etwas getrübt. Vor seinen Augen stand eine gebeugte Gestalt, die langsam ihren Weg zurückging und in den schwarzen Regenschirmen ihre Brieftasche suchte. Er betrachtete nochmals die Mietsquittung. Der Unbenannte bewohnte ein möbliertes Zimmer, für das er 70 Francs im Monat zahlte. Wo war eigentlich diese Straße Pierre Rodé? Er ließ sich das Adreßbuch bringen und stellte fest, daß sie sich in einem der ärmsten Viertel von Paris befand. Eine ganz kleine Straße und ein elendes Zimmer für 70 Francs. . .

Armand leerte sein Glas mit einem Zug. Er hatte diesmal Pech gehabt. Er würde die Brieftasche wieder zurückbringen. Und morgen? Es wird sich schon etwas finden. . .

In diesem Augenblick setzten sich zwei Männer an den Nebentisch und begannen sofort eine lebhaft Unterhaltung mit halb gedämpfter Stimme zu führen. Sie sprachen von dem Pferderennen, das am nächsten Tag in Vincennes stattfinden sollte und der größere von den beiden schien sehr gut informiert zu sein. Er zog eine Sportzeitung aus der Tasche und unterstrich mit dem Fingerringel den Namen eines Pferdes, den Armand ganz mechanisch mitlas.

Der andere zuckte die Achseln. „Reinst du wirklich?“

„Na, darayf kannst du Gift nehmen, Mensch.“

„Hat Baurin dir den Tip gegeben?“

„E cog nicht so viel, sondern mach', was ich dir sage!“

„Na, dann“, und der Mann zog aus seiner Tasche einen Kaufmänners-Schein, den er dem Großen überreichte, „da hast du.“

„Sag aber nicht, wenns schief geht, ich hätte dich dazu gezwungen“, sagte der Große brohend.

„Nimm schon. Fifty-fifty, wie üblich.“

Armand bezahlte und verließ das Café. Das Untergrundbahnschild leuchtete rot durch den dichten Regen. In einer Viertelstunde würde er in St. Paul sein, bei dem Fremden. Er setzte schon den Fuß auf die erste Stufe, als er plötzlich Halt machte. „Du dumme das alles.“ Schließlich konnte ja der Mann bis morgen warten. Er sollte überhaupt zufrieden sein, daß er das Geld zurückbekam.

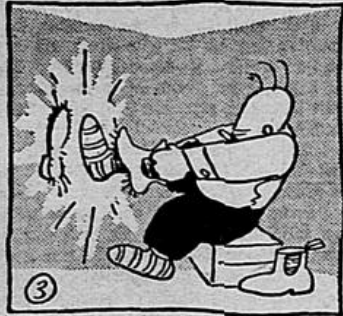
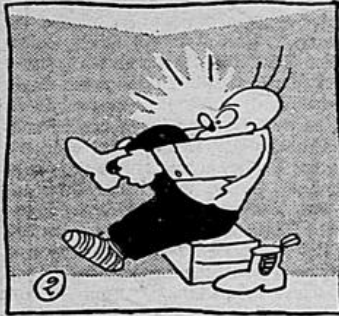
Armand ging ganz langsam von der Station fort und schlenderte eine Straße hinauf. Er grübelte weiter. Der große Mann schien seiner Sache ganz sicher zu sein. Wenn das Pferd nun tatsächlich gewann? Er griff ängstlich in seine Rodtasche. Die Brieftasche war noch immer da. Wenn er nun auch gewinnen würde? Selbstverständlich würde er seinen Gewinn mit Monsieur Gémon teilen. Es stand also fest, er würde morgen wetten.

Die Nacht schien kein Ende zu nehmen. Er stand früh auf und kaufte sich eine Kennzeitung. Sein Pferd wurde nicht besonders empfohlen. Die Quote würde im Gewinnfall also sehr hoch sein. Er ging in das Beilofal und setzte 300 Francs auf Nummer 11. Er wollte alles wagen. Es blieben ihm zwei Francs. Gerade genug, um einen Kaffee zu trinken. Er setzte sich auf eine Bank im Bois. Immer wieder fragte er nach der Zeit. Gegen Mittag hielt er es nicht mehr aus und ging langsam zum Rennplatz zurück. Sein Pferd lief als eines der ersten. Es war 2 Uhr 20. Um 3 Uhr würde er das Ergebnis wissen. Er ging mindestens zehnmal vor dem Café auf und ab, in dem die Resultate bekanntgegeben würden. Um 3 Uhr ging er hinein.

Der „lebende Schatten“, die Nummer 11, hatte gewonnen. Armand war nicht einmal erstaunt. Er trank langsam seinen Kaffee aus und wartete, bis die Berechnung der Quoten beendet sein würde. Seine Kefle war wie ausgeblüht. Das Blut pochte laut in den Schläfen. Die Hand, die den Bleistift umklammerte, zitterte. Immer und immer wieder rechnete er die Gesamtsumme seines Gewinnes nach. Er hatte 8347 Francs gewonnen. Er bezahlte und ging weg. Er hatte nur noch 25 Centimes in der Tasche. Die Quote würde erst am nächsten Tag ausbezahlt werden. Aber was machte es ihm aus. Er würde eben zu Fuß nach St. Paul gehen. Er würde Monsieur Gémon sagen, daß seine Brieftasche wiedergefunden worden war und daß er sie morgen erhalten würde. Er würde aber doch mit ihm teilen. Nein 4000 Francs sind eigentlich zu viel. Wenn er ihm 200 Francs gibt, wird der andere auch zufrieden sein. „Monsieur Gémon?“

Die Portierfrau antwortete: „Ich habe heute noch nicht weggehen sehen. Kein Wunder, er war gestern wie vor den Kopf geschlagen. Erst nämlich seine Brieftasche verloren. Dreihundert Francs drinnen. Es war alles, was er hatte. Sie können ja selbst nach ihm sehen, Nummer 16.“

Mit zitternden Knien stieg Armand die wacklige Holztreppe hinauf. Ein kühllicher Gasgeruch strömte aus den Ritzen des Zimmers Nummer 16, dessen Tür verschlossen war.



Adamson wendet Gewalt an

Ein Sommererlebnis

Vor dem Fenster auf dem Leitungsdräht sitzt eine unserer Schwalben und übt sich im Nistgeschäft. Ich sage „unsere“ Schwalbe, weil sie im Zimmer unserer Sommerwohnung groß gemordet ist. Ein ganz schwaches Zirpen nur verrät ihre Existenz. Die beiden Alten fliegen von früh bis abends ein und aus und füttern die Kleinen. Nach einigen Tagen strecken sich fünf nackte Hälschen mit weit aufgerissenen Schnäbeln zum Neste heraus. Grau und unansehnlich waren die Kleinen Vögelchen und nahmen noch nichts von ihrer Umgebung wahr. Aber täglich wurden sie größer, täglich schrien sie lauter, wenn die Alten mit Futter geflogen kamen. Schon nach einer Woche waren es richtige kleine Schwäblein, die eins neben dem anderen auf dem Nestrand saßen und mit glänzenden Keuglein in die Welt guckten. Da kamen drei kühle Regentage und vergebens flohen die Alten nach Futter. Ganz durchdräht trotz die Schwalbin schon während des Tages ins Nest, um sich zu wärmen und der Schwäbchen saß frierend auf der Lampe über der Haustüre. Die Kleinen suchten gleichfalls die Tage zu verschlafen. Wir fürchteten, sie möchten alle zugrunde gehen und machten uns im ganzen Hause auf die Fliegenjagd. Mit Hilfe einer Pinzette fütterte ich die Sungtigen. Als der Regen endlich aufhörte und die Sonne sich zeigte, atmeten wir alle auf. Als die zweite Woche verfloßen war, verfluchten die Kleinen Schwalben am Nestrand ihre Schwingen und eines Tages flog plötzlich eines unter großem Geschrei der Zurückbleibenden auf den Fensterflügel und von dort hinaus in die blaue Luft. Bald folgte ein zweites und kurz darauf war das Nest leer. Nun hatten die Alten genug zu tun; mit Rufen und Jagen suchten sie die Kleinen zum Fliegen zu bringen, die immer wieder ungeschickt aufs Dach oder auf die Erde flatterten und piepiend die Schnäbel aufrißen. Nach einige Nächte lebten sie alle ins Nest zurück und eines Abends blieb es leer. Nun sitzt eines vor dem Fenster in der Sonne, das

schwarze Köpfchen mit dem breiten Schnabel dreht sich gierlich, die rote Kehle des kleinen Sängers zittert und das weiße Brustchen leuchtet. Nur die Gabeln am Schwanz sind noch nicht so lang wie die der Alten. Bald wird es wohl die zweite Reife nach dem Süden antreten, währenddem wir hier von warmen Ländern nur träumen. Ob es wohl nächster Sommer zu uns zurückkehrt?

Elisabeth Schuler, Prag

Beschuldigung gegen Brent

Von Walter Jelen

Durch ein Spalier von Glaswänden, hinter denen Redenmaschinen klappern und junge Menschen mit langen Bahlenreihen kämpfen, ging Denver Talmadge, Chef des großen Warenhauses, in sein Privatkontor.

Zum zweiten Male las er den anonymen Brief durch, den er eben bekommen hatte. War das möglich? Und wenn ja — wer hätte dies geschrieben?

Unruhig ging Talmadge in seinem Zimmer auf und ab. Wieder nahm er den Brief zur Hand: Eine eigenwillige, markante Schrift war das:

„Ihr Kassier Brent ist ein Gauner. Lassen Sie Ihre Bücher überprüfen! Sie werden ungeheuerliche Wahrnehmungen machen...“

Der Besitzer des Warenhauses handelte schnell und energisch.

Er veranlaßte es in der unauffälligsten Weise, daß der Kassier Brent den ihm gebührenden Urlaub, zu Beginn der folgenden Woche antrete und ließ ihn gleichzeitig von einem Privatdetektiv überwachen.

Während Brents Abwesenheit wurden sämtliche von ihm geführten Bücher einer peinlich genauen Kontrolle unterzogen. Posten um Posten der Aufzeichnungen wurden auf ihre Richtigkeit geprüft. Nach Abschluß der Revision stellten die Sachverständigen übereinstimmend

fest, daß die Bücher nicht nur korrekt, sondern geradezu hervorragend genau geführt worden waren und daß der Verdacht einer Unregelmäßigkeit bei der Kassengebarung als vollkommen aus der Luft gegriffen zu bezeichnen sei.

Mitter Talmadge ernannte den jungen Mann — berart auf sein Können und seine besondere Gewissenhaftigkeit aufmerksam geworden — zum Stellvertreter des Hauptkassiers.

Nachdem sich das anonyme Schreiben als Verleumdung erwiesen hatte, genoß Brent allgemeines Vertrauen.

Mit einem größeren Betrag in der Tasche, verschwand er jedoch eines Tages — zur Verblüffung aller, die ihn kannten — angeblich nach Australien.

Den Brief damals hatte er übrigens selbst geschrieben...

Hühnerkrieg in Dänemark

Unter den dänischen Bauern und Geflügelzüchtern tobt gegenwärtig ein heftiger Meinungsstreit um einen neuerfindenen Apparat, der die Eierproduktion wesentlich erhöhen soll, aber dennoch von der Mehrheit der Züchter abgelehnt wird. Der in diesen Tagen auf der Geflügelausstellung vorgeführte Apparat, um den der Kampf entbrannt ist, besteht einfach aus einem Vogelbauer für die Legehühner. Der Bauer aus Drahtgestell ist so eng, daß sich das Huhn hinter seinem breiten Futtertrög kaum von der Stelle rühren kann. Es nest also lebenslanglich auf der Stelle und kann sich außer dem Fressen mit nichts anderem beschäftigen als mit Eierlegen. Das ist der Kern der Erfindung. In Amerika angelegte Versuche haben einwandfrei erwiesen, daß die im Bauer untergebrachten Hühner die jährliche Eierproduktion auf 240 steigerten, während sie im freien Hühnerhof nur etwa 170 Eier im Jahre gelegt haben. Daran wird nicht gezweifelt, und dennoch haben sowohl der Leiter der dänischen Geflügelzüchtereinvereinigung als auch der dänische Landwirtschaftsminister Bording erklärt, daß so eine Eierproduktionsmethode auf den dänischen Bauernhöfen nicht eingeführt werden dürfe. Es wird gegen den engen Käfig nicht einmal in erster Linie der Gesichtspunkt der Tierquälerei ins Feld geführt, — die Hühner können im Bauer ja in derselben Haltung schlafen wie im Hühnerstall; der dänische Bauer sträubt sich aber gegen den Gedanken, daß seine Hühner wie lebenslanglich Eingekerkerte hinter Gittern ohne Bewegungsfreiheit leben sollen. Das geht gegen unsere Mentalität, sagen sie, wir wollen unsere Hühner in Freiheit auf dem Bauernhof herumlaufen, piden und scharren sehen. Glücklicherweise in Dänemark, wo die Freiheit so tief im Bewußtsein des Volkes verankert werden konnte, daß man nicht einmal die Hühner als Gefangene behandeln will.

—st—

Leset und verbreitet die
ARBEITERPRESSE!